

Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 7.11.19 in Darmstadt

LAUDATIO auf Philippe Lançon von Julia Encke

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin für Wissenschaft und Kunst
Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
Sehr geehrter Herr Wiegand,
Sehr geehrte Frau Venske,
lieber Philippe Lançon!

Es gibt auf meinem Mobiltelefon, mit dem ich mithilfe eines Mikrophons auch Interviews aufnehme, ein Gespräch mit Philippe Lançon, das ich aufbewahre. Wir haben es am 26. Februar diesen Jahres in einem Hotel in Berlin Kreuzberg geführt. Ich hatte Lançons Buch „Der Fetzen“ gerade gelesen, war tief berührt davon. Es ist und bleibt für mich das beeindruckendste Buch, das ich in diesem Jahr gelesen habe. Und ich weiß noch, dass ich zu Lançon sagte, dass ich über das Buch schreiben und ihm eigentlich nur ein paar Fragen stellen wollte, um Details besser zu verstehen. Aber es ging in unserem Gespräch dann gar nicht um Details. Es ging um Chloé.

Denn die Heldin von „Der Fetzen“ ist eine Frau. Chloé heißt sie oder, wie Philippe Lançon, dessen Leben von ihr abhängt, sie besitzergreifend nennt: "meine Chirurgin". Eine energische junge Ärztin, ironisch, fast heiter inmitten des Desasters; eine "unvollkommene Fee", die Emphase und Sentimentalität verabscheut und ihr Leben im OP verbringt.

Es ist der 6. Januar 2017 gegen zehn Uhr. Philippe Lançon sitzt Chloé im Sprechzimmer der Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie der Pariser Salpêtrière gegenüber. Er kennt sie kaum, doch hat sie in seinem Leben eine übertriebene Bedeutung angenommen. Draußen ist ungefähr das gleiche Wetter wie damals vor zwei Jahren, grau und frisch, als er nach dem Attentat auf die Redaktion der Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“ im Krankenwagen hierhergebracht wurde. Philippe Lançon hat überlebt. In den Sekunden nach dem Attentat, während er zwischen den toten Freunden und Kollegen lag, war es ihm gelungen, sein Handy aus der Jackentasche zu holen, das Passwort einzugeben und sich durch die Kontaktliste bis zu dem Namen seiner Mutter zu scrollen, die unter „Madre“ gespeichert war, als er sein Gesicht auf dem Display entdeckte. Haare, Stirn, der Blick, die Nase, Wangen und Oberlippe – das alles war in Ordnung und unversehrt. Doch anstelle des Kinns und der rechten Seite seiner Unterlippe klaffte „ein Krater aus zerstörtem, herabhängendem Fleisch“.

„Das, das ist eine Kriegsverletzung!“, schrie der Mann in Uniform, wahrscheinlich ein Feuerwehrmann, vor dem später die Trage abgestellt wurde, auf die man ihn gelegt hatte. „Das Wort explodierte und hallte nach wie ein vertrautes und doch fremdes Echo einer Geschichte, die über mir zusammenbrach, ohne mir zu gehören“, schreibt Lançon. „Les Gueules Cassées“, die „zerfetzten Gesichter“, eigentlich die „zerschlagenen Fressen“, wurden die Gesichtsverletzten des Ersten Weltkriegs genannt. Philippe Lançon ist ein Kriegsoffer zwischen Bastille und République, ein paar Häuserblocks von der russischen Buchhandlung, dem italienischen Lebensmittelladen und dem Gebäude der Zeitung „Libération“ entfernt, deren Redaktion er angehört. Hundert Meter von der Bäckerei, wo er sich nach der Mittwochsbesprechung bei den Kollegen von „Charlie Hebdo“ manchmal ein Croissant kaufte.

Chloé ist in der Salpêtrière für die Rekonstruktion seines Gesichts zuständig. Als er im Januar 2017 vor ihr sitzt, beginnt eine neue Etappe dieser Rekonstruktion. „Für den Chirurgen“, hatte sie ihm eines Abends kurz nach dem Attentat in seinem Zimmer gesagt, „besteht die Versuchung darin, so weit wie möglich zu gehen, sich mit jeder

Veränderung dem idealen Gesicht anzunähern.“ Natürlich gelinge das nie, man müsse aufhören können. Bei einem Buch sei das genauso, hatte er, der Journalist und Schriftsteller, ihr damals geantwortet. Man versuche das, was man schreibt, mit dem, was man sich vorgestellt hat, in Übereinstimmung zu bringen, aber es werde nie ganz deckungsgleich, und irgendwann komme der Zeitpunkt, wo man, genau wie sie sage, aufhören können muss.

So beginnt eine Parallelaktion, in der das Gesicht eines Mannes entsteht, ein chirurgisches Kunstwerk, in welchem Philippe Lançon den Mann, der er vor dem Attentat gewesen ist, nicht mehr wiedererkennt. Und in der gleichzeitig „Der Fetzen“ entsteht, jenes Buch, das Philippe Lançon über das Attentat und seinen Krankenhausaufenthalt schreibt und das es ihm ermöglicht, ins Leben zurückzufinden. „Sie wusste um ihren Wert und geizte nicht mit ihrer Verachtung. Sie wusste um ihren Wahnsinn und geizte nicht mit ihrer Vernunft. Sie wusste um ihre Härte und geizte nicht mit ihrer Zugewandtheit, ja Zärtlichkeit - zumindest manchmal und ohne Zeugen“, heißt es an einer Stelle über Chloé. Und bald begreift man, dass es zwar ihr Wahnsinn und ihre Vernunft, ihre Härte und ihre Zugewandtheit sind, die ihm das Gesicht retten. Aber dass Philippe Lançon all diese Attribute mit ihr teilt und sie aus ihm einen Mann machen, den das Schreiben rettet.

Er schreibt nicht irgendwie, sondern im Dialog mit den Büchern, die er in der Klinik liest. Am Abend vor dem Attentat war er im Théâtre des Quartiers d'Ivry in einem Pariser Vorort gewesen und hatte „Was ihr wollt“ von Shakespeare gesehen. Er hatte damals gerade erfahren, dass er ein Semester an der Uni in Princeton Literatur unterrichten dürfe, und war glücklich. Die „Was ihr wollt“-Ausgabe lag noch in seinem Rucksack, als er am nächsten Morgen zu „Charlie Hebdo“ fuhr. Der Rucksack landet mit im Krankenhaus, wo er das Stück immer wieder liest und auf diese Weise versucht, an den Tag unmittelbar vor dem Attentat anzuknüpfen, an das Leben davor. Genauso wie er immer wieder Marcel Proust liest, nicht die ganze „Suche nach der verlorenen Zeit“, sondern die Passage über den Tod der Großmutter und jene, in der Medizin und Krankheit eine Rolle spielen. Oder Thomas Manns „Zauberberg“, weil er sich in der Klinik selbst wie auf dem Zauberberg fühlt.

Die Literatur ist das Verbindungsglied zu dem Mann, der er einmal gewesen ist, und sie ermöglicht ihm Momente der Souveränität: „Wenn man mit nässenden Narben übersät im Bett liegt, ist es gut, mit denen, die einen untersuchen, über einen Lieblingsschriftsteller reden zu können“, stellt Lançon fest. Während Chloé mit dem Gerät hantiert, das sein Leben bestimmt – neben der Ernährungssonde, der PEG, ist das vor allem der V.A.C., ein kleiner Unterdruck-Sauger, mit dem durch das Absaugen von Eiter und Austreten von Sekreten die Narbenbildung beschleunigt wird –, sprechen sie über Bücher. Dabei kommt heraus, dass Chloé zu dem Zeitpunkt, als Lançon am 7. Januar 2015 eingeliefert wurde, mit einer Freundin in einem Restaurant beim Mittagessen war, was sie so gut wie nie tat, und die Freundin ihr „Unterwerfung“ geschenkt hatte, den Roman von Michel Houellebecq, der an jenem Tag erschienen war.

Es war – das steht nicht in „Der Fetzen“ – ungefähr der gleiche Zeitpunkt, als Michel Houellebecqs Verlegerin Teresa Cremisi den Boulevard Saint-Germain überquerte und auf ihrem Handy erste Kurznachrichten ankommen, in denen von einem Attentat in der Redaktion der Zeitschrift „Charlie Hebdo“ die Rede ist. Cremisi erreicht den Verlag an der Place de l'Odéon, schaltet sofort das Radio ein und versucht, Michel Houellebecq anzurufen, der aber nicht rangeht. Sie beschließt, sich mit zwei Mitarbeitern ein Taxi zu nehmen und zu ihm nach Hause zu fahren, ins 8. Arrondissement. Noch ist nicht ganz klar, was bei „Charlie Hebdo“ passiert ist, ob Houellebecq zu Hause ist, weiß sie auch nicht. Aber sie will nicht, dass er alleine ist, und sie will auch dafür sorgen, dass er seine Wohnung nicht verlässt. Sie versucht zweimal, Bernard Maris anzurufen, den Freund Houellebecqs, Kolumnist bei „Charlie Hebdo“. Auch er geht nicht an sein Handy. Sie spricht ihm zweimal auf die Mailbox. Es sind Nachrichten, die Bernard Maris nicht mehr hören wird.

„Wissen Sie“, fragt Philippe Lançon die Ärztin Chloé in „Der Fetzen“, „dass Unterwerfung das letzte Thema war, über das wir bei der . . .“ . . . Redaktionskonferenz gesprochen haben?“

Was an dieser Stelle durch die Auslassungszeichen im Text eine Sprachlosigkeit, ein Schweigen oder eine bloße Unterbrechung der Rede bedeuten kann, weiß der Leser hier längst zu füllen: „Die Konferenz“, „Das Attentat“ und „Zwischen den Toten“ heißen das dritte, vierte und fünfte Kapitel von „Der Fetzen“. Es sind die eindrucksvollsten, schmerzhaftesten und atemberaubendsten Teile, in denen Philippe Lançon zunächst einen „Morgen wie immer“ beschreibt. Er kommt bei „Charlie Hebdo“ an, wo rings um den Tisch Künstler und Aktivisten sitzen, wo Humor, Pöbeleien und eine theatralische Form der Empörung den Ton angeben, einer der seltenen Orte, an denen man sich journalistisch völlig frei fühlen kann. Sie streiten über Houellebecq, der auf dem Cover der neuen „Charlie“-Ausgabe ist: eine Karikatur des Zeichners Luz zeigt Houellebecq mit halb geschlossenen Augen, Riesennase, blauem Zauberhut und zwei Sprechblasen, die aus seinem Mund kamen: „2015 verliere ich meine Zähne“ und „2022 mache ich Ramadan“. Als Titel stand darüber in großen Buchstaben „Les prédictions du mage Houellebecq“, „Die Vorhersagen des Magiers Houellebecq“. In derselben Ausgabe war eine Karikatur von Charbonnier mit der Überschrift „Noch keine Attentate in Frankreich“ zu finden und die gezeichnete Antwort eines bewaffneten Islamisten: „Warten Sie ab. Man hat bis Ende Januar Zeit, seine Festtagsgrüße auszurichten.“ Der Wirtschaftswissenschaftler Bernard Maris hatte dem Houellebecqs Roman „Unterwerfung“ in der Ausgabe einen hingebungsvollen Essay gewidmet. Lançon wiederum hat „Unterwerfung“, in dem 2022 ein Muslim in den Élysée-Palast einzieht, woraufhin das gesamte französische Establishment zum Islam konvertiert, für „Libération“ besprochen und findet das Buch auch gut. Die anderen haben es zwar nicht gelesen, regen sich aber trotzdem auf.

Houellebecq sei ein „Réac“, ein Reaktionär, stänkert der Zeichner Cabu. Lançon muss eigentlich aufs Klo, verkneift es sich aber, weil die Diskussion gerade so lebhaft wird. Es geht hoch her, bis die Konferenz sich auflöst, sie nur noch herumstehen, der Karikaturist Charb einen Scherz in die Runde wirft, als ein trockener Knall, wie ein Böller, und die ersten Schreie im Flur alles unterbrechen.

„Wie lange braucht man, um zu spüren, dass der Tod kommt, wenn man nicht mit ihm rechnet?“, fragt Lançon und dehnt die Zeit in seiner Beschreibung des Einbruchs der Gewalt so sehr, dass man beim Lesen tatsächlich glaubt, einem verlangsamten Film zuzusehen. Wir nehmen dabei nur wahr, was Lançon, der sich zusammengekauert sehr lange für unverletzt hält, selbst erblickt. Also erst einmal nichts und dann nur sehr wenig: „Auf dem Boden öffnete ich erneut ein Auge.“ In einem Meter Entfernung sieht er den Körper eines bäuchlings ausgestreckten Mannes, dessen karierte Jacke er erkennt und der sich nicht rührt. Das Auge gleitet bis zu seinem Schädel hoch und sieht zwischen den Haaren das Gehirn dieses Mannes, Kollegen und Freundes, das leicht aus dem Schädel quillt. „Bernard ist tot, sagt mir derjenige, der ich war, und ich antwortete, ja, er ist tot, und genau hier wurden wir eins, an jenem Punkt, an dem dieses Gehirn hervorquoll, das ich am liebsten wieder in den Schädel zurückgestopft hätte und von dem ich mich nicht mehr losreißen konnte, denn seinetwegen habe ich in diesem Moment endlich gespürt und begriffen, dass etwas nicht rückgängig zu Machendes geschehen war.“

Wenn Schreiben darin bestehe, sich alles Fehlende auszumalen, die Leere durch eine gewisse Ordnung zu ersetzen, dann schreibe er nicht, sagt Philippe Lançon. Und tatsächlich gibt es zahllose Details, die über das Attentat am 7. Januar 2015 allgemein bekannt sind, die Lançon hätte anführen, hinzufügen oder sich ausmalen können, die aber in „Der Fetzen“ nicht vorkommen, weil sie für die Wahrnehmung Lançons nicht erheblich sind. Die islamistischen Attentäter Saïd und Chérif Kouachi bleiben Schatten. Wir erfahren nichts über sie oder ihre Geschichte. Es gibt auch keine Wut auf die Brüder, Lançon weiß, dass sie Produkte dieser Welt sind, doch versucht er sich nicht an einer Erklärung. Jeder Mensch, der tötet, definiert sich durch seine Tat und durch die Toten rings

um sich. In diesem Punkt übersteigt seine Erfahrung sein Denken. „Ich brauche nicht zu schreiben, um zu schwindeln, auszusmücken und das am eigenen Leib Erfahrene umzuwandeln. Es zu leben, hat mir genügt“, sagt er. „Und trotzdem schreibe ich“, sagt er.

So ist „Der Fetzen“, dieses großartige, beeindruckende Buch, das Projekt einer doppelten Rekonstruktion. Chloé, die Chirurgin, entnimmt dem Patienten sein Wadenbein, transplantiert es in die Reste des Kiefers und ermöglicht es Lançon, wieder essen, sprechen und auch lächeln zu können. Philippe Lançon dagegen schreibt auf, was in seiner Wahrnehmung und im Blick auf denjenigen, der er einmal war, gewesen ist, und wird dabei der, der er heute ist. Die Literatur ist dabei nicht bloß ein Hilfsmittel. Denn wie Philippe Lançon es schafft, erzählend gegen den Tod anzutreten und in der minutiösen Rekonstruktion Augenblick für Augenblick am Leben zu bleiben, das ist Literatur.

In unserm Gespräch in Berlin erzählte Lançon, wie er seine Eltern besucht hatte und in der Wohnung der Eltern ein Foto von ihm aus der Zeit vor dem Attentat stand. Er sagte, dass er den Mann auf diesem Foto als jemand wahrgenommen hatte, der er nicht mehr war. Wie er das sagte und mit welchem Blick, war die Verkörperung dessen, was er im Buch erzählt.

Lieber Philippe Lançon, ich gratuliere Ihnen von Herzen und mit allergrößter Bewunderung zu ihrem Preis.